



[Nachdruck verboten.]

Der räthſelhafte Herr.

21) Komischer Roman von Heinrich Lee.

Vergebens wartete Hannefried ſelbſt nur auf einen ſtillen Blick des Einverſtändniſſes aus Gretchens Augen. Sah ſie ihn einmal an, ſo geſchah das freundlich und ſo unbefangen, als wäre niemals zwiſchen ihnen ein Geheimniß vorgefallen. Indeſſen mochte daran auch die Gegenwart der anderen Leute ſchuld ſein. Nur beim Abſchied, als man durch den ſtockdunklen, kühlen Garten ging und keines das Andere deutlich erkennen konnte, fühlte Hannefried plötzlich eine Hand, welche die ſeine ſuchte und dieſe heftig drückte. Beim Schein der herannahenden Laterne, welche der Stallknecht brachte, ſtellte ſich heraus, daß dieſe Hand Gretchen gehörte. Der Lichtſchein machte ſie plötzlich äußerſt verlegen — ordentlich, als wäre von ihrer Seite ein Irrthum vorgekommen, dann fuhr der Wagen ab. Hannefried fühlte ſich mit dem Verlaufe des Beſuches zufrieden. Gretchen fuhr fort, ihn nicht zu geniren, und blieb ihm doch treu. Auch Stroß ſchien an dem verbrachten Nachmittage nichts auszuſetzen haben. In die Wagenecte gelehnt, ſang er ein Lied vom Rodenſtein mit geübter Kehle in die Nacht. „Huſſa, hallo, Jo, hiſſa!“ Klang es frohgemuth von ſeinen Lippen. Dann fing er plötzlich an, zu erzählen, daß er in zwei Jahren als Rechtsanwalt in München wahrſcheinlich einer guten Lebensſtellung entgegengehen würde, in der es ihm auch nicht ſchwer werden könnte, ein geachteter Ehemann und Familienvater zu werden. Es war eine ſchöne Nachtfahrt und ungern trennten ſich die Freunde.

Mit ähnlicher Bereitwilligkeit benahm ſich Fräulein Lierkes, als Hannefried, von der gleichen Abſicht geleitet, im Forſthauſe erſchien. Die Damen waren gerade beim Reifenspiel. Als einziger Herr — Sekunder Fritſch nicht gerechnet — wirkte nur Doktor Pulvermann mit, was, da er im Forſthauſe als Hausarzt galt, ſchließlich ſeine ganz natürliche Erklärung fand.

Eigentlich war es Hannefried unter den jetzigen Verhältniſſen, ſeit das Fräulein aus der „Sonne“ ſeine Gedanken ſo völlig in Beſchlag nahm, ganz recht, daß auch Emma, faſt genau ſo wie Gretchen, wenigſtens äußerlich auf das Vor-gefallene nicht mehr eingehen zu wollen ſchien. Ein Anderer mochte ſich den Kopf darüber zerbrechen, was in aller Welt der Grund war, daß ſie ſeit dem Rendezvous im Ludwigstempel auch nicht auf die geringſte Weiſe mehr auf das Geſehene zurückkommen wollte. Bis heute. Noch einige Tage — Hannefried hatte ſich das aufs Poſitivſte jezt vorgenommen — und ſeine Verlobung mit einer dieſer jungen Damen ſollte offiziell vollzogen ſein.

Mit welcher? Mit Emma oder mit Gretchen? — Noch eine dritte weibliche Geſtalt ſtellte ſich zwiſchen beide. Was wollte ſie in dieſer Geſellſchaft? Nein — Hannefried's Gewiſſen war rein. Ihr, dieſer dritten, hatte er noch kein Wort von irgend was geſagt, was irgend einem Geheimniß gleichen

konnte. Und es gab dennoch zwiſchen ihnen eins, ein ſehr bedeutendes.

Am Morgen war von Wiefenthal im „Adler“ ein wiederholtes Bote erſchienen mit der Meldung, die Damen wären zu ihrem Bedauern an der zugeſagten Beteiligungs verhindert, da plötzlicher Verwandtenbeſuch in Wiefenthal eingetroffen war. Ein paar Stunden nachher, noch vor der Table d'hôte, langte ſerner aus dem Forſthauſe ein Dienſtmädchen an mit der Mittheilung, Fräulein Lierkes ließe ſich ebenfalls entſchuldigen, da ſie an Kopfschmerzen leide und zu Hauſe in der Hängematte liegen bleiben müſſe. Es war nur merkwürdig, daß etwas ſpäter auch Doktor Pulvermann und Praktikant Stroß abſagen köſten. Ein Jeder theilte mit, er wäre verhindert. Weitere Gründe gaben ſie nicht an.

Immerhin ſchien die Geſellſchaft, die jezt plaudernd, lachend und ſich begrüßend unter der Karolinenbuche ſich zuſammengefunden hatte, amüſant genug zu ſein. Hannefried hatte in dieſen Wochen Bekanntſchaften gemacht; die Bromenade, die Reunion, der Verkehr im Hotel hatten Anlaß genug geboten und bald waren in dieſem heitern Kreiſe, in dem er als der gelegentliche geiſtige Urheber der Partie ſich eines hohen Anſehens erfreute, Gretchen und Emma ſowie Doktor Pulvermann und Stroß verſchmerzt. Nur als er, die Verſammlung mit den Blicken überfliegend, auch Lorch den vermißte, fühlte er einen Stich. Da kamen auf dem Wiefenwege die Damen aber ſchon an.

„Wir warten nur noch auf die Damen,“ ſagte Hannefried erfreut und höflich ſich verbeugend — „vielleicht geſtatten Sie mir, gnädige Frau.“

Die Stabsärztin trug wie gewöhnlich ihre Taſche und ihr ſchwarzes Cape am Arme. Hannefried's Worte hatten den Sinn, daß er dieſe Laſt galanter Weiſe ihr abzunehmen wünſchte.

„Wie meinen Sie?“ erwiderte die Stabsärztin freundlich und holte mit ziemlicher Umſtändlichkeit ihr Rohr aus der Taſche.

Lorch glühte bereits wieder. Wie im Chor in einer Oper ſtand unter der Buche die halbe Badebevölkerung als Zeuſenſchaft des Vorganges da.

„Ob Sie mir nicht erlauben, Ihnen das Cape und die Taſche zu tragen,“ rief Hannefried in das Rohr.

„Bitte, bitte!“ erwiderte die alte Dame mit unveränderlicher Freundlichkeit.

Es war ein herrlicher Tag. Das Ziel des Ausfluges war ein Dorf mit einem Kloſter, das dort auf einem Hügel ſaß, und wo im Bräuſtübli an die immer zahlreich anweſenden Gäſte von den vortrefflichen Brüdern ein eigen gebranntes wohlſchmeckendes Bier verſchänkt wurde. Hannefried hatte das Bier bereits vorher in Begleitung Stroß's einmal kennen gelernt. In Chemnitz, ja in ganz Sachſen, gab es keine ſolchen Kloſter. Was ihm anfänglich daran ungewohnt geweſen war, das war ihm jezt vertraut. Die ganze Geſellſchaft, ſoweit ſie ſelber das Kloſter noch nicht kannte, war von ſeiner Führerſchaft entzückt. Die Damen fragten den aufwartenden Bruder, ob ſich die

Herren in diesen Mauern denn nicht langweilten, was von diesem, da dieselbe Frage von den Gästen am Tage gegen hundert Mal an ihn gestellt wurde, mit gewohnter Nachsicht verneint wurde. Nur als die Damen auch die Zellen zu sehen wünschten, fanden sie sich enttäuscht. Das wurde, wie der ehrwürdige Frater erklärte, von der Klosterregel verboten. Hannefried bedachte den geistlichen Schänker, wie er es von Stroß gelernt hatte, zum Lohn für seine guten Dienste, sodaß die gesammte Gesellschaft es auch genügend sehen konnte, mit einigen Cigarren, dann legten die Herren einige Geldmünzen auf ihre Zeller und man nahm Abschied von dem gastlichen und guten Ort.

Der Rest des Tages wurde im Dorf, in der hier bestehenden Gartenwirtschaft verbracht. Man veranstaltete Pfänder- und Rasenpiele und schließlich wurden sogar Regeln geschoben, an welchem Vergnügen auch die Damen theilnahmen. Die Frau Stabsärztin und Lorchchen schlossen sich natürlich nicht aus. Lorchchen schob einmal einen richtigen Kranz, wogegen ihre Mutter vom Glück weniger begünstigt wurde. Obwohl ihr alle unter der Gesellschaft vorhandenen Regelkenner erklärten, wie sie sich hinzustellen, wie sie die Kugel zu fassen und wie sie dieselbe abzuschleudern hatte — eine Gelegenheit, bei welcher das Hörrohr zu einer Rolle gelangte, wie sie ihm bisher in Liebenau noch nicht zu theil geworden war — so waren doch alle Winke vergeblich. In den meisten Fällen sprang die Kugel über die Laufbohle hinweg und blieb dann an der Wand ermattet liegen. Endlich nahm auch das Regelspiel ein Ende, im Garten wurde zu Abend gegessen, und nachdem am Himmel schon die Sterne aufgegangen waren, wurde der Heimweg angetreten.

Der Weg ging über die Chaussee, friedlich lagen die Wiesen, Felder und Dörfer im Abenddunkel da, bis ein Nichtenwald nahte, durch den die Chaussee mitten hindurch lief. Von den Stämmen duftete durch die kühle Nachtluft der Harzgeruch, und die Sterne blinkten immer zahlreicher und heller.

Die Gesellschaft hatte sich in Gruppen aufgelöst. Vorn an der Spitze tönte bereits, wie sich erwarten ließ, das Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald.“ in das sich aus den mittleren Gruppen vom Winde fortgetragenes Gelächter mischte. Als Letzte wanderten zusammen die Stabsärztin, Lorchchen und Hannefried. Die mancherlei Pflichten, die Hannefried an diesem Nachmittag übernommen hatte, hatten es ihm bisher unmöglich gemacht, Lorchchen irgendwelche besondere Aufmerksamkeit zu widmen und der Begierde seines Innern nachzugeben. Er hatte auf den Heimweg gewartet. Ein entschiedenes Hinderniß zu einem vertraulichen Gedankenaustausch mit Lorchchen bildete vorläufig noch immer die Stabsärztin selbst. Das Gespräch drehte sich um schöne Gegenden, Hannefried erzählte von Chemnitz, auch die Stabsärztin wollte von ihm unterhalten sein und mehr als einmal scholl seine Stimme in das Hörrohr so vernehmlich hinein, daß sie von der Thalwand im hörbaren Echo zurückklang. Zwei ältere Damen blieben auf der Chaussee plötzlich stehen und erklärten, sie wären so müde, daß sie nicht weiter könnten. Auch die Stabsärztin stimmte, als man bei diesen beiden Damen angelangt war, bei. Ein guter Zufall fügte es, daß von ferne etwas wie ein Wagen heranrollte, es war die Carriolpost. Auf dem Vock saß der junge, schwächliche, weil noch spärlich besoldete, und bescheidene Postillon, und der Wagen hatte gerade noch drei Plätze, einen vorn neben dem jungen Mann und zwei auf der hinteren Bank. Nach sehr langen Debatten kam der Entschluß zu Stande, daß mit den beiden älteren Damen auch die Stabsärztin mit aufsteigen sollte; in Liebenau machte die Post Station. Lorchchen sollte sich mit den übrigen Herrschaften dann zu Fuß einfinden. Endlich nahm

die Stabsärztin vorn neben dem jungen Mann Platz, der Wagen rollte davon, über die dunkle Straße erscholl von ferne dann das Horn, ohne daß man an seinen Tönen errieth, auf welches Lied es eigentlich hinauswollte, und Lorchchen und Hannefried waren miteinander allein.

„Wir möchten doch wohl jetzt etwas schneller gehen,“ sagte Lorchchen.

Hannefried war der umgekehrten Meinung. Was sollte er erwidern, um sie zu veranlassen, nicht schneller zu gehen?

„Ich wollte Ihnen noch für etwas danken, gnädiges Fräulein,“ sagte er gefaßt.

Seine gehaltenen Abenteuer hatten ihm in galanten Dingen eine entschiedene Routine und Entschlossenheit erworben. Ohne Zagen wollte er, entsprechend der günstigen und flüchtig vorübergehenden Gelegenheit, auf sein Ziel nun los. Auf welches? Es war jetzt nicht an der Zeit, sich pedantisch darüber Rechenschaft zu geben.

„Für was denn?“ fragte Lorchchen erstaunt.

„Dafür, daß Sie für mich so viel Theilnahme bewiesen haben,“ fuhr Hannefried, ohne noch zu stocken, fort.

Es war ganz dunkel, Gesichter und Mienen waren auf dieser Straße kaum noch zu erkennen.

„Was meinen Sie denn?“ klang Lorchchens immer verwundertere, ja jetzt beinahe furchtsam werdende Stimme.

„Das wissen Sie doch!“

„Aber wirklich nicht!“

Die Nacht umher hatte nicht Augen noch Ohren.

„Sie haben doch an den Bürgermeister einen Brief geschrieben, wegen dem Duell.“

Wenn von der nahen Bergwand sich ein Stück Felsen losgelöst hätte und er wäre zufällig auf Lorchchens Kopf herabgefallen, Lorchchen wäre nicht bestürzter geworden. Wer wußte, daß der Brief von ihr geschrieben war? Wie kam zum Ueberfluß noch dieser Mensch, der einer der Betheiligten doch war, dazu, es zu wissen?

„Jetzt bestreiten Sie es doch nicht mehr!“ klang neben ihr die Stimme dieses Menschen.

Wer Lorchchen in diesem Dunkel hätte sehen können. Lorchchen wankte.

„Oder haben Sie den Brief vielleicht wegen dem Herrn Fannemann geschrieben?“ klang die Stimme neben ihr weiter.

Sollte Lorchchen etwa „Ja“ darauf erwidern?

„Ja?“ fragte noch einmal wie ein Folterknecht die Stimme.

„Nein,“ hauchte Lorchchen endlich.

Für was hätte wohl Hannefried das ganze Wesen, das die Fuldaer Dame neben ihm jetzt befundete, nach allem Vorangegangenen noch anders nehmen können, als für das schweue Geständniß einer verschämten und nun sich endlich Luft machen, den zärtlichen Neigung? Gretchen und Emma waren in die Nacht umher zurückgewichen; Schatten waren sie geworden, als hätten sie nie in Wirklichkeit jemals gelebt.

„Fräulein Lorchchen!“ flüßerte Hannefried zärtlich.

Vor Lorchchens Ohren rollte etwas, sumimte, brauste etwas, was noch nie in ihrem Leben an ihr Ohr gedrungen war.

„Fräulein Lorchchen!“ flüßerte Hannefried noch zärtlicher.

Dabei erfaßte er Lorchchens Hand und küßte sie.

Nie hatte ein Männerfuß bisher auf Lorchchens Hand gebrannt. Lorchchen befand sich in einer unnenbaren Verwirrung.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten).
Russische Verrücktheiten.

Von Otto Schmelzer-Schöneberg.

Es mag jedes Volk seine Sonderlinge haben: nirgends hat es ihrer so viele und so ergentrische gegeben wie im heiligen Rußland. Der russische Spleen ist ganz anders geartet als der englische. In diesem waltet überall das Phlegma, in jenem herrscht die Leidenschaft, die Wildheit, die Brutalität. Die russischen Sonderlinge sind fast alle Wüßlinge von jähem und schnellem Entschluß gewesen; ihre Launen sind blühtartig und oft gefährlich. Naturgemäß sind sie am meisten in der hohen Gesellschaft zu finden, und die Zaren haben nicht gerade das geringste Kontingent für sie gestellt. Freilich ragen in dieses Jahrhundert nur die Verrücktheiten eines Zaren, Pauls I., hinein, der 1801 ermordet wurde; seine Nachfolger sind ernsthafte Männer gewesen, denen auch der Autokratismus, der so leicht den Launen die Zügel schießen läßt, nichts anzuhaben vermochte.

Paul I. würde in jedem anderen Staate für komplet verrückt gehalten haben; in Rußland sah man seine Tollheiten als bisweilen recht unbequeme Eigenthümlichkeiten auf, die sich aber der Zar selbstverständlich erlauben durfte. Wenn er besch, daß alle Männer in Petersburg hohe Hüte tragen sollten, widrigenfalls . . . nun, so schaffte man sich eben einen Zylinder an; und wenn er anordnete, daß alle auf der Straße abgefaßenen Betrunknen, nachdem sie auf der Polizei ihren Rausch ausgeschlafen, einen Tag lang zum Straßengehen angesetzt würden — nun, so fehrte eben der Wirkliche Staatsrath Excellenz neben dem ganz gewöhnlichen Muschik. Daß ihn eines Abends die roten Handschuhe einer Hofdame in solches Entzücken versetzten, daß er folgenden Tages seinen noch jetzt an der Sübseite des Sommergartens belegenen Palaß in das gleiche Roth hüllen, daß er in demselben Palaß sein Monogramm P. I. all und überall in jedem Winkel anbringen ließ — ein Engländer hat einmal die undankbare Mühe des Zählens übernommen, aber aufgehört, als er bis zur Zahl 8000 gelangt war —, das ging natürlich nur ihn allein an.

Der mächtigste aller Günstlinge der großen Katharina, der Mutter Pauls, der gefürchtete Potemkin, hatte auch seine Verrücktheiten. Eines Tages hatte er von dem großen Geigenspieler Kardini gehört, und flugs mußte sich ein Adjutant auf den Weg nach Italien machen mit dem strikten Befehl, den Geigenkünstler sofort zur nordischen Städtekönigin zu schaffen. Aber Kardini war weder für Geld noch für gute Worte zu haben und verlächte den Boten Potemkins. Dem Adjutanten blieb in seiner Verlegenheit nichts übrig, als einen anderen, obstrukten Geigenbändiger mit nach Petersburg zu nehmen und ihn seinem Herrn als den berühmten Kardini zu präsentiren. Potemkin ließ ihn spielen, belobte ihn und schickte ihn mit fürstlichem Honorar zurück. Wäre der Betrug entdeckt worden, so würden Spieler und Adjutant in eine böse Patzche gekommen sein.

Potemkin hatte einen Narren, der sehr hoch sprang und über aller Menschen Köpfe wegsteckte. Eines Tages sagte Potemkin zu ihm: „Wart' mal, ich werde Dir Jemand holen lassen, über den Du nicht wegspringen wirst.“ Er erinnerte sich nämlich, daß er einen Kameraden gehabt hatte, der von einer riesigen Länge war. Dieser lebte auf seinem Gute als verabschiedeter Major. Er bekam einen freudigen Schreck, als plötzlich ein Offizier bei ihm eintrat und ihn zu dem mächtigen Günstling befahl, da er glaubte, daß dieser dem alten Kameraden zu Geld und Ehren verhelfen wollte. Als er in nagelneuer Uniform ins Zimmer des Fürsten trat, sagte ihm dieser kurz: „Stell' Dich mal dort hin!“ Und kaum hatte er Posto gefaßt, als Jemand von rückwärts über ihn wegzuspringen versuchte, aber zu kurz kam und ihn zu Boden riß. „Hab' ich Dir's nicht gesagt!“ lachte Potemkin dem Springer zu, und dem verdugten Major und Jugendfreund gab er einen verständlichen Wink, sich wieder zu entfernen.

Eine gute Portion russischer Narrheit war auch dem alten, wackern Marschall Suworow eigen, dem auf dem Suworowskypf in Petersburg ein höchst seltsames Denkmal gesetzt ist. Er ging in seinem Zimmer splitterackt umher, und zwar immer im Marschtaff. In diesem Adamskostüm empfing er seine Ordnonanzen und jeden Einzelbefuch, auch der höheren Würdensträger. Er legte sich gewöhnlich gegen sechs Uhr Abends ins Bett, wenn man sein hohes Stroglager so bezeichnen darf. Um Mitternacht begann sein „Tagewert“; seine vier Kammerdiener

hatten den strengen Befehl, ihn bei den Beinen vom Lager zu ziehen, wenn er um diese Zeit noch nicht erwacht war. Punkt acht Uhr Morgens fand bei ihm das Mittagmahl statt, das stets für 15—20 Bedeckte berechnet war, da er Gäste sehr liebte. Er war überaus mäßig im Essen und Trinken. Für seine Gäste pflegte das Mahl sehr reichhaltig zu sein; er selbst aß nur seine Fisch- oder Kohlsuppe und ein Stück Braten. Sein erster Kammerdiener, Proschi, der bei der Enthüllung seines Standbildes in den Abelsstand erhoben wurde und 1500 Rubel (3000 Mark) jährliche Pension auf Lebenszeit angewiesen erhielt, stand beim Speien hinter seinem Stuhl und nahm ihm seiner Instruktion gemäß ohne Weiteres Teller und Löffel weg, wenn es den Alten einmal gelüstete, von den Schäffeln seiner Gäste zu naschen. Hausthiere litt er nicht bei sich, dagegen wußte er mit unglaublicher Treue ihre Naturlaute nachzuahmen. Einmal gab er vor einer Schlacht mit den Türken den Befehl, aufzubrechen, sobald der Hahn krächte. Alles schüttelte den Kopf, da weit und breit kein Hahn zu sehen war. Aber bei Tagesanbruch erhob sich mitten im Lager ein ganz ungeheuerliches Getöse, der Marschall stand auf einem Feldstuhl und besorgte es selbst. Er war ein ganz lauterer Charakter und bekundete seine tiefe Verachtung gegen die damalige Geldgier und Feilheit dadurch, daß er nie — mit einem silbernen Löffel. „Im Silber ist Gift“, sagte er mit grimmiher Miene. Niemand konnte ihn bewegen, sich malen zu lassen. Endlich brachte es die Kaiserin Katharina, die durchaus ein Brustbild des berühmten Erstürmers von Prag und Rußland haben wollte, dahin, daß er mit äußerstem Widerstreben einem Maler sah. Spiegel waren ihm gräulich. Kam er in ein Quartier, wo solch ein Ding hing, ließ er es schleunigst verhüllen. „Ich will keinen zweiten Suworow sehen!“ sagte er. Ebenso haßte er die Uhren und besah nie weder eine Wand- noch Taschenuhr. Auch die Aerzte waren seine Feinde. „Geht nicht ins Krankenhaus!“ rief er seinen Soldaten zu. „Da giebt man Euch zwar am ersten und zweiten Tage gutes Essen und ein weiches Lager, aber am dritten einen Sarg! Wenn Ihr krank seid, so trinkt ein Glas Schnaps mit Pfeffer, und darauf gehet, laufet, springet und wälzt Euch herum, so werdet Ihr gesund!“ Er selbst starb, 71 Jahre alt, im Frühjahr 1800.

In diesem Jahrhundert sind neben anderen russischen Magnaten die Fürsten Demidow durch ihre spleenigen Streiche bekannt geworden. Sie sollen niedriger Abkunft sein; in ihrem Treiben zeigten sie allerdings immer die Parvenus. Einer von ihnen ging auf Reisen und setzte durch seine unsinnige Verschwendung — er hatte es dazu — die Deutschen in Erstaunen. In England hingegen beachtete man ihn nicht, so sehr er Aufsehen zu erregen bestrebt war. Hierüber wüthend, eilte er nach Rußland zurück und — kaufte allen Hans auf, den er aufzutreiben vermochte. Als die Engländer, wie alljährlich, zum Hanfkauf erschienen, ließ er sie abziehen und den Hans verfaulen. In Moskau füllte er seinen Palaß mit Thieren aller Art, friedlichen und gefährlichen, die frei herumgingen und natürlich die gräßlichsten Dinge anrichteten. Er selbst fuhr in einem vier-spännigen Wagen, an den ganz kleine Pferde neben ganz großen gespannt waren, ein kleiner Postillon ritt vor einem großen, beide auf der einen Seite in reichsten Kleidern sitzend, auf der andern mit Lumpen und Lappen behängt. Ein Troß ebenso gekleideter Diener folgte dem Wagen. Mit dem Gelde warf er auch in Moskau um sich, aber den Beschenkten legte er allerhand Demüthigungen auf: sie mußten auf allen Vieren vor ihm kriechen, einen Affen auf sich reiten lassen u. s. w.

Ein ebensolcher Verschwender war der Graf Kuschelew-Besborodko, der so viele Güter besah, daß sie beinahe ein Königreich ausmachten. Dieser hatte seine Frau von deren erstem Manne, einem armen Offizier, für 100 000 Rubel gekauft und damit jedenfalls viel zu theuer bezahlt. Sie half ihm im Uebrigen redlich bei der Vergeudung seines Vermögens, gebrauchte jährlich achtzig Kleider, die mit Brillanten besät waren, von denen einzelne einen Werth bis zu 6000 Rubeln hatten. Kuschelew brachte auch Alexander Dumas Vater nach Rußland, um mit ihm zu renommiren. Er gab ihm und anderen illustren Ausländern Gastmähler, bei denen ein einziges Gericht, aus Papageienzungen bestehend, 2500 Francs kostete, und die Flasche Wein bezahlte er nie unter 60 Francs, selbst als er schon in völligem Vermögensverfall war.

Unter den Offizieren waren Verschwendung und Tollheiten auch nicht selten an der Tages- oder besser an der Nachordnung. Das ist eigentlich erst nach dem letzten russisch-türkischen Kriege

besser geworden. Bis dahin war Alexander II. ein mehr wie nachsichtiger Herr gewesen. Alexander III. führte dann noch größere Solbität bei den Offizieren ein und würde auch rücklichtlos jeden noch so hoch stehenden Magnaten ausgetrieben haben, der sich erlaubt hätte, in die alten Mäuren zu verfallen und öffentliches Aergerniß zu erregen.

Allerlei.

Fürst Bismarck und die Musik. Sehr bezeichnend für sein Verhältnis zur Musik hat Bismarck einmal geäußert: „Die bezahlte Musik, wie ich sie in Opernhäusern und Konzertsälen höre, zieht mich weniger an; aber nichts Lieberes weiß ich mir, als die Musik im Hause; sie übt den wohlthätigsten Einfluß auf mich aus.“ Nicht müde konnte er werden, sich von seiner Frau, einer ausgezeichneten Klavierpielerin, Beethoven'sche Sonaten vorzuspielen zu lassen und aus dieser erhabenen Tonprache Erquickung und Erhebung zu schöpfen. Dessen spricht er in seinen Briefen von dem Einfluß, den Beethoven auf ihn ausgeübt habe. Besonders in den letzten Jahren, seitdem Bismarck einjährig in Sachsewalde lebte, hat er in Ansprachen an diejenigen, die sich huldigend ihm genährt, mehrfach sehr bemerkenswerthe Äußerungen über seine Schätzung der Tonkunst und über sein persönliches Verhältnis zu dieser gethan. So bemerkte er einer Abordnung von Lehrern gegenüber, nachdem sie einen Männerchor gesungen: „Bei der Ueberbürdung mit Unterricht in meiner Jugend ist die Musik zu kurz gekommen. Trotzdem hege ich nicht weniger Liebe zu ihr und bin ihr Dank dafür schuldig, daß sie mich in meinen politischen Bestrebungen wirkungsvoll unterstützt hat. Des deutschen Liedes Klang hat die Herzen gewonnen. Ich zähle es zu den Zinnoberabgaben, die den Erfolg unserer Einheitsbestrebungen verbreitet und erleichtert haben. Wenige von Ihnen dürften alt genug sein, um sich der Wirkung zu erinnern, die 1841 das Bedersee Rheinlied erzielte. Damals war das Lied mächtig, und bei der Schnelligkeit, mit der es von der Bevölkerung aufgegriffen wurde, hatte es die Wirkung, als ob wir ein paar Armeelöwen mehr am Rhein stehen hätten. Näher liegt uns der Erfolg der „Wacht am Rhein“. Wie manchem Soldaten hat das Antimmen des Liedes auf dem winterlichen Kriegsfelde und bei materiellem Mangel eine wahre Herzstärkung gewährt und das Herz und dessen Stimmung ist ja Alles im Gefecht. Die Kopfzahl machte es nicht, wohl aber die Begeisterung machte es, daß wir die Schlachten gewonnen haben. Und so möchte ich das Lied als Kriegsverbündeten auch für die Zukunft nicht unterschätzt wissen. Auch unsere Beziehungen zum verbündeten Oesterreich beruhen doch wesentlich auf Unterlagen im kulturellen Gebiet und nicht am wenigsten auf den musikalischen Beziehungen. Wir wären kaum in gleich enger Verbindung mit Wien geblieben, wenn nicht Haydn, Mozart, Beethoven dort gelebt und ein gemeinsames Band der Kunst zwischen uns geschaffen hätten. Ja, selbst die Verbindungen mit unserem zweiten Bundesgenossen, Italien, waren früher mehr musikalischer Natur als politischer. Die meisten Eroberungen, die Italien bei uns gemacht hat, sind musikalische gewesen. Ich bin kein Gegner der italienischen Musik trotz meiner Vorliebe für die deutsche; ich bin im Gegentheil ein großer Freund derselben in ihrer nationalen Eigenart. . . .“ Zu Hamburger Gymnasialisten, die ihn mit einem Liede begrüßt hatten, sagte Bismarck: „Sie haben eben ein sehr schönes Stück gesungen. Ich habe früher auch Musik getrieben, doch bin ich nur ein schwacher Klavierpieler geworden, weil es an Zeit gebrach, und ich war froh, als ich in meinem jugendlichen Unverstand den verhassten Zwang abschütteln konnte. Das hat mir später außerordentlich leid gethan, denn die Musik ist meine treue und wohlthätige Gefährtin im Leben. Sie hat mir oft gefehlt, und wer von Ihnen Talent dazu hat, dem rathe ich ganz besonders, die Musik zu pflegen, und ich erinnere Sie an mein Beispiel, um Sie abzusprechen vor dem Fehler, den ich mir vorzuwerfen habe.“

Der „bodenlose“ Wettersee. Wie so manchen andern Seen, hatte man bisher dem Wettersee in Schweden die Eigenschaft zugesprochen, daß er „bodenlos“ sei. Diese irrige Annahme ist gründlich widerlegt worden. Die Ende voriger Woche vorgenommenen Messungen haben nämlich zu dem interessantesten Ergebnis geführt, daß die größte Tiefe, welche festgestellt werden konnte, nur 119 Meter betrug. Damit ist das Märchen von der „Bodenlosigkeit“ ein für alle Mal aus der Welt geschafft. Es bleibt ja immer noch eine Reihe von Mythen, die der Aufklärung bedürfen. Behauptet man doch auch, daß der Wettersee mit dem Bodensee in unterirdischer Verbindung stehe. Zu dem kühnen Schlusse ist man gekommen, weil die Fauna in beiden Sennengewässern übereinstimmt und einige Thiere nur in diesen beiden Seen vorkommen. Außerdem soll jedes Mal, wenn der Bodensee in Aufruhr ist, auch der Wettersee zu rollen anfangen und umgekehrt. Die Thatfache ist nicht aus der Welt zu leugnen, obwohl die Erklärung noch lange auf sich warten lassen dürfte.

Schneehandel in Italien. Einer der wichtigsten und einträglichsten Handels- und zugleich Sports-Artikel im Süden Europas, namentlich in Italien, ist der Schnee. Sizilien ist der Ort, von

dem aus dieses kühle weiße Naß in alle Gegenden Italiens und nach vielen Inseln des Mitteländischen Meeres verschickt wird. Er während des Winters eingesammelten Schnee speichern die Sizilianer in Berghöhlen und Erdlöchern auf und bedecken ihn mit Nische, damit ihn die Sonne und die wärmere Temperatur nicht schmelzen kann. Die Nächte müssen dazu benutzt werden, dieses dem Südländer so unentbehrliche Naturprodukt in Körbe zu verpacken, die von Mauleseln nach der Küste geschafft und dort sofort verschickt werden. Der Schnee bildet besonders in Italien einen Luxusartikel, den der Bornehmste wie der Geringste unter keinen Umständen vermessen möchte. Hätte der ärmste Mann aus dem Volke die Wahl zwischen einem guten Mittagessen und einem Glaße „aqua gelata“, er ließe sicher, selbst wenn er noch so hungrig wäre, das Mittagessen stehen, um sich an dem kühlen Getränk zu erquicken. Man verkauft das Pfund Schnee in Italien für zehn bis fünfzehn Centesimi, nach unserem Gelde etwa zehn Pfennig. Würde in diesem Artikel einmal ein Mangel eintreten, so dürfte das für den Italiener fast unerträglich sein. Um sich gegen derartige Zufälligkeiten zu sichern, hat man den Schneehandel monopolisiert, und der Fürst von Palermo, in dessen Händen dieser Handel ruht, hat der Regierung eine Kauktion von 60 000 Dukaten stellen müssen, die unbedingt verfallen würde, sobald man nachweisen könnte, daß in Neapel auch nur während des Zeitraumes von einer einzigen Stunde der Vorrath dem Bedarf nicht entprochen hätte. Es wird behauptet, daß der Fürst hauptsächlich durch den Schneehandel seinen großen Reichtum erworben hat.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Geschichte der Burgen und Klöster des Harzes. V.: Geschichte des Cistercienserklosters Michaelstein bei Blankenburg am Harz. Von Albert Hoyer. Leipzig, Verlag von Bernhard Franke. Preis 1,20 Mk. Der Verfasser ließ im vorigen Jahre in demselben Verlage zwei ausgezeichnete bearbeitete Werke erscheinen: „Sagen und Geschichte des alten Schleierlandes“ und „Die Pioniere des Deutschtums im alten Preußenlande oder die Hochmeister des deutschen Ritterordens“ und hat sich damit als gediegener Geschichtsforscher befunden. Das vorliegende Buch behandelt auf wissenschaftlicher Grundlage in populärer Darstellung die wechselvolle Geschichte des Klosters Michaelstein im Nordharze. In 5 Abschnitten führt uns Alb. Hoyer durch die Geschichte dieses einst berühmten Klosters und seiner Abte, bis das Kloster zur Zeit der französischen Fremdherrschaft braunschweigisches Klostergut ward. Dankenswerth sind die Nachrichten über die 1544 gegründete Michaelsteinische Schule, vor Allem die 60 Sg. abgedruckten Schulgehege. Im Jahre 1717 wurde in Michaelstein ein Predigerseminar errichtet. Die letzten Abte des Klosters seit 1708 waren Eberhard Finen, Johann Lorenz von Wosheim, Johann Ernst Schubert, Anton Julius von der Hardt, Heinrich Philipp Konrad Henke. Mit reger Anteilnahme sind wir des Verfassers durchweg klaren und anziehenden Darstellungen gefolgt und wünschen, daß das sehr werthvolle Buch eine freundliche Aufnahme finde, daß es von vielen als ein Auskunfts- oder Gedenkbuch an das einst besuchte Michaelstein mit in die Heimath genommen werden dürfte. Das Titelbild zeigt das Kloster in bewohntem Zustande mit seiner lieblichen Umgebung. Bei dieser Gelegenheit möchten wir jetzt, wo die Zeit der längeren Reisen und kürzeren Ausflüge wieder gekommen ist, auf die beiden Sammlungen: Geschichte südhannoverscher Burgen und Klöster (wovon bisher 9 Hefte erschienen sind: Hardenberg, Scharzfeld, Hardegen, Marienstein, Aldeharden, Salzderhelden, Pleße, Hölkelheim und Grubenhagen) und: Geschichte der Burgen und Klöster des Harzes, wovon erschienen: Walkenried, Hohnstein, Iffeld, Quetsenberg, Michaelstein, mit ausdrücklicher Empfehlung hinweisen. Die Beschreibungen sind überall freudig bewillkommt und gerühmt wegen ihrer Zuverlässigkeit, interessanten Darstellung, guten Ausstattung und Wohlfeilheit. Jede Buchhandlung liefert die Hefte ohne Vorzug. Wir wünschen den beiden Unternehmen ein weiteres freudiges Gedeihen!

— „Der Quom“ betitelt sich eine neue Wochenschrift für den gesammten Bergbau, die Verwerthung der Bergbauprodukte und den bezüglichen Verlehr. Die reichhaltige und schön ausgestattete Fachzeitschrift, von der jetzt 4 Nummern vorliegen, erscheint an jedem Donnerstag Abend bei C. Kraus in Düsseldorf, Carlslas 11. Der Abonnementspreis beträgt 3 Mk. vierteljährlich.

— Guy de Maupassants Gesammelte Werke, frei übertragen von Georg Freiherrn v. Dmpeda. 40 Lieferungen à 50 Sg. oder 10 Bände à Mk. 2. Verlag von F. Fontane & Co. — Lieferung 15, 16, 17. Die neuen Lieferungen der Maupassantschen Werke bringen den Schluß des Bandes „Das Haus“ und den Beginn der Novellen-Sammlung „Mondschein“. — Der Stoff zeigt uns den französischen Meister wieder in seinen ureigenen Themen und einer unerhöplichen Art der Darstellung. Sein Ausdruck ist von einer geradezu bewunderungswürdigen Geschmeidigkeit. Dmpeda wird in der freien Uebersetzung mit voller Künstlerschaft den Absichten des Originals gerecht.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Walther Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Zeltz, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.